

Revue Alsacienne de Littérature
Elsässische Literaturzeitschrift

RÉSONANCES



N° 134

2^e semestre 2020

BEREITWERDEN FÜR DAS UNVORHERSEHBARE

Zu dem Gedicht *Grand livre* von Jean Paul de Dadelsen¹

Dieses Gedicht lesend, wohnt man einem Entfesselungsakt bei. Mit Ingrimms wütet der Autor hier gegen die Logik, die in der Welt bzw. „seiner“ Welt regiert. Obwohl in dem Gedicht selbst keine Rede davon ist, meint man doch die Zwänge zu spüren, unter denen der Autor leidet. Angesichts seiner Biografie fallen einem die üblichen Bedrängnisse eines Elsässers ein: Eingezwängt zwischen zwei großen kulturellen Welten, scheint er um Atem zu ringen. Noch wichtiger dürfte aber das Unbehagen an einer Welt sein, die ihm zwar den Weg zu einer erfolgreichen Selbstverwirklichung bahnt, die ihm aber auf eine schwer durchschaubare Weise um Wesentlicheres betrügt.

Die innere Dramatik des Gedichts ergibt sich daraus, dass hier ein Mensch über das Stadium seiner gesellschaftlichen Konsolidierung hinausdrängt. Er registriert, dass ihn die Anerkennung, die ihm seine Umwelt spendet, unerfüllt lässt. Auch ist er an den Punkt angekommen, da er sich durch seine wohl geordnete Welt beengt fühlt. Statt dass diese Ordnung ihn stabilisieren würde, droht sie ihn zu ersticken. Sie beansprucht zudem über eine Tiefe zu verfügen, die sie wegen ihrer Profanität gar nicht haben kann.

Noch der Enge seiner Welt verhaftet, meint der Autor nur dadurch in eine befreiende Weite kommen zu können, dass er die verborgenen Selbstblockaden dieser Welt hervorkehrt. Der schwierige Punkt soll gefunden werden, an dem sich die nötigen Absicherungen im Leben insgeheim gegen das Leben kehren.

Die acht Strophen des Gedichts werden also von einem einheitlichen Impuls beherrscht, der aber auf eine ganz unterschiedliche Weise konkretisiert wird.

Dadelsen nimmt sich in der ersten Strophe konventionelle Selbstverständlichkeiten vor, die Sicherheit verheißen. Er nennt die tröstliche Erfahrungsregel, wonach auf den Regen der Sonnenschein (« *le beau temps* », S. 59) folge. Gewarnt wird aber davor, sich dem, was alle sagen, unbesehen anzuschließen: « *On te dira [...] Ne le crois pas.* », ebd.) Durch die gedankenlose Übernahme dieser Selbstverständlichkeiten würde man sich nur einlullen lassen. Provokativ wird dagegen empfohlen, anstelle des Sonnenscheins die Sintflut (« *le déluge* », ebd.) zu begrüßen. So würde man

signalisieren, das Naturgeschehen oder das Geschehen überhaupt nicht mehr in das Korsett der eigenen Erwartungen zwängen zu wollen. Dass es sich bei dem wunschgemäßen Normalzustand nur um die suggestive Festschreibung des Gewohnten handelt, will man nicht wissen. Vermeintlich wohl erprobte Erfahrungen entpuppen sich, wie Dadelsen im Fortgang der Strophe demonstriert, als Fallen. So weiter zu machen wie bisher soll vernünftiger sein als Risiken einzugehen. Vernünftig zu sein erweist sich als Falle.

In der zweiten Strophe wird dazu aufgefordert, sich von derartigen, vermeintlich allgemeingültigen Selbstverständlichkeiten zu lösen und neu anzufangen: « *Efface et recommence.* » (ebd.) Was aus der Sicht der Normalität als bloß zufällig diskreditiert wird, soll gerade begrüßt werden. Dass eine solche Bejahung des Zufalls nicht nur als abwegig gilt, versucht Dadelsen erstaunlicherweise anhand des Roulettes zu veranschaulichen.

Auch in den beiden folgenden Strophen interveniert Dadelsen gegen die Tendenz, Geschehnisse Deutungsinteressen zu unterwerfen. Statt diesen Geschehnissen in ihrer Vieldeutigkeit gerecht zu werden, missbraucht man sie als Material für eigene Zwecke.

In der dritten Strophe demonstriert der Autor dies anhand der Geschichte. Wenn man geschichtliche Ereignisse in eine geschichtliche Kontinuität einfügt, nimmt man ihnen gerade den Charakter des Ereignisses. Deswegen beschränkt sich Dadelsen darauf, nur das von ihnen zu registrieren, was unmittelbar fassbar wird. Auf diese Weise löst sich die Geschichte in einen chaotischen Haufen miteinander unverbundener Ereignisse auf. Unter dem subsumierenden Oberbegriff „Feldzüge“ (« *campagnes* », ebd.) werden Feldzüge aufgelistet, die alle nichts miteinander zu tun haben. Dies setzt Dadelsen durch die Reihung völlig inkommensurabler Geschehnisse und sogar isolierter Stichworte fort. Es scheint so, als ob der Autor einem Deutungsfuror, etwa demjenigen in der Hegelschen Geschichtsphilosophie, trotzig die Opazität von Ereignissen entgegenhalten wollte.

In der vierten Strophe nimmt Dadelsen Geschlechterbeziehungen in den Blick. Wie beim Thema der Geschichte schrumpfen auch hier Vorgänge auf das nackt Faktische zusammen, wodurch sie rätselhaft werden. Ob etwa missglückende Sexualkontakte für die Frau bloß frustrierend oder letztlich förderlich waren, muss offenbleiben. Der konventionelle Anspruch des Mannes, auch noch beim Zerbrechen der Beziehung seine zumindest moralische Überlegenheit zu behaupten,

scheitert an der überraschenden Autonomie der Frau: « *Elle n'est à personne.* » (S. 60)

Indem Dadelsen den Geschehnissen jeglichen Sinn, der ihnen implementiert wurde, auszutreiben sucht, scheint er, um einen Begriff des protestantischen Theologen Karl Barth zu benutzen, einen „Hohlraum“ schaffen zu wollen. Dieses Sinnvakuum wird zum Verlangen nach Sinn, das jedenfalls mithilfe der eigenen Möglichkeiten nicht gestillt werden kann².

In der fünften Strophe radikalisiert sich der Zweifel an den Gewissheiten insofern, als er auf das Ich selbst übergreift: « *Je ne suis pas à moi. Je ne sais d'où je viens, [...]* ». (S. 60) Das Ich wird sich bewusst, dass die Gewissheit seiner selbst und seiner Herkunft nicht auf einer Selbsterkundung fußt, sondern bloß auf schmeichelnden Einbildungen. Auch beginnt es daran zu zweifeln, ob die Ansichten über seine Stärken und Schwächen überhaupt stichhaltig sind. Es könnte ja sein, dass sich die Dinge aus einer höheren Warte, derjenigen des « *grand livre* » (ebd.), ganz anders darstellen. Im Lichte dieser imaginären Instanz erweisen sich womöglich die Handlungen, auf die man besonders stolz ist, als fragwürdig, und die Handlungen, die einem nebensächlich vorkommen, als wertvoll. Die Funktion des « *grand livre* » – zugleich Titel des Gedichts – wäre es demnach, die anscheinend unvermeidlichen Selbsttäuschungen des Menschen – gleichsam *sub specie aeternitatis* – wieder richtig zu stellen. In sich selbst hineinhorchend, stößt das Ich zu seiner Überraschung darauf, sich über sich selbst zu schämen. Noch frappierender ist, worüber es sich schämt. Geplagt wird es von dem Selbstvorwurf, gegen Gott nicht angeschrien zu haben: « *J'ai honte de n'avoir pas crié contre toi / Éternel.* » (ebd.). Ein produktiver Zweifel an Gott als unpersönlicher Ordnungsmacht meldet sich hier. Das Ich beehrte gegen Gott auch in der größten Not doch nur deswegen nicht auf, weil es ihn als Ordnungsmacht respektierte. Ihn als eine solche Autorität zu verneinen, hieße dagegen, ihn als schöpferische Macht zu bejahen³.

Anschließend, in der sechsten Strophe, bemüht sich das Ich darum, die Rolle Gottes neu zu bestimmen. Jeder Versuch, sich von Gott ein Bild zu machen, und sei es auch auf die poetischste Weise, muss in die Irre gehen. Gott: « *l'Éternel* » kann als Chiffre für die Metaebene des Denkens erscheinen. Was sich dem Denkenden im Bann seiner aktuellen Gedanken, seiner Idole und seines naiven Gottesbildes, entzieht, vermag Gott zu durchschauen. Dass der Mensch seine Schwachheit durch eine

demonstrative Selbstgewissheit überspielen möchte, würde in dieser Perspektive deutlich werden.

Wenn Dadelsen am Schluss dieser Strophe auf die eitle Selbsttäuschung des Mannes zu sprechen kommt, die Liebe der Frau gälte nur ihm selbst, so verweist diese Überlegung schon auf die nächste Strophe.

Dort, in der siebten Strophe, kommt der feministisch anmutende Akzent von Dadelsens Denken zum Vorschein, der für ihn charakteristisch ist: « *La femme est sage.* » (S. 61)⁴ Ihre Liebe zum Manne divergiert mit dem Selbstverständnis des Mannes. Sie liebt ihn gleichsam durch ihn hindurch. Diese gewisse Ignoranz gegenüber seiner Individualität soll sich, wie es schockierend heißt, darin äußern, dass die Frau im Grunde nur den in uns verborgenen Tod liebt: « [...] *n'aime que / Notre Mort.* » (ebd.) Dadelsen möchte die Frau mithilfe dieser extremen These anscheinend davor bewahren, allein durch den Mann, wie üblich, definiert zu werden. Sie hat einen längeren Atem als der Mann. Wer das ignoriert, soll dafür nicht noch geehrt werden: « *Ne récompense l'insensé qui prétend oublier qu'elle est / En service.* » (ebd.)

Die letzte, achte Strophe korrespondiert mit der ersten. Wie dort, so geht es dem Autor auch hier darum, konventionelle Ansichten, die das Bestehende stabilisieren, aus den Angeln zu heben. Das, was gerade ist, durch einen Sinn zu adeln, bedeutete doch nur, die Zukunft zu blockieren. Die Vorstellung, dass die Dinge in der Welt, insbesondere die Natur, nur für den Menschen da seien, wird als eitler Anthropozentrismus entlarvt: « *Rien n'a rime, rien n'est pour notre usage.* » (ebd.) Der Mensch sieht seine Vorrangstellung bedroht, sobald ihm die Natur als Material für seine Aktivitäten entgleitet und als „Schöpfung“ ein Eigenleben gewinnt. Wenn es im letzten Vers heißt: « *Après nous le beau temps.* » (ebd.), so greift Dadelsen hier auf Worte in der ersten Strophe zurück. Während dort aber die Erwartung des Sonnenscheins nach dem Regen, also « *beau temps* », als Ausblendung des Unvorhersehbaren denunziert wird, bricht nun der Sonnenschein wie ein unverhofftes Glück über die Menschen herein. Es scheint so, als ob die Empfehlung, das Unvorhersehbare auch in seiner extremen Form: als Sintflut anzunehmen, nun Früchte tragen würde: Der Schrecken des Unvorhersehbaren verwandelt sich in den Segen eines plötzlichen Sonnenscheins.

Dem Soziologen Andreas Reckwitz zufolge wertet die „*Moderne*“ solche Diskontinuitäten als „*negative Unverfügbarkeiten*“, die es mithilfe des „*gesellschaftlichen Fortschritts*“ wie auch der „*Beherrschung der Natur*“ zu

eliminieren gälte⁵. Aus dem Blickwinkel von Dadelsens Gedicht würde dies aber von dem mangelnden Vermögen zeugen, mit der Kontingenz auf eine unvoreingenommene Weise umzugehen.

ANMERKUNGEN

1.

- Jean-Paul de Dadelsen, *Jonas*, présenté par Henri Thomas et Denis de Rougemont suivi de *Les Ponts de Budapest* et autres poèmes. Édité par Baptiste-Marrey, Gallimard, Paris, 2005, S. 59-61.

- Deutsche Übersetzung: Jean-Paul de Dadelsen, *Jonas*, Dichtungen, Jakob Hegner, Köln & Olten, 1964, S. 34-35. Übersetzer: Oswalt von Nostitz.

2. Dass Dadelsen mit der Theologie von Karl Barth in Berührung kam, zeigt eine Stelle aus seinem Langgedicht *Jonas*, ebd., S. 102. (Zum Begriff des „Hohlraums“ bei Karl Barth, vgl. Karl Barth, *Der Römerbrief 1922*. Theologischer Verlag Zürich, Zürich, 2012, S. 13, 18, 41, 115.)

3. Vgl. auch Karl Barth: „*Der Schrei gegen diesen Gott [„Gott als höchste Bejahung des Da-Seins und So-Seins der Welt und der Menschen“] kommt der Wahrheit näher als die Künste derer, die ihn rechtfertigen wollen.*“ Ebd., S. 17.

4. Vgl. dazu etwa den Schluss seines Langgedichts *Jonas* in ebd., S. 109 (siehe Anmerkung 1).

5. Andreas Reckwitz: „*Generell lässt sich die Moderne als eine Gesellschaft interpretieren, deren Ziel es ist, negative Unverfügbarkeiten zu eliminieren: Der gesellschaftliche Fortschritt soll sie überflüssig machen. Das moderne Projekt der Beherrschung der Natur samt den von ihr ausgehenden Gefahren sowie das moderne Projekt der Medizin, welches sich die Ausrottung sämtlicher Krankheiten zum Ziel setzt, sind hervorragende Beispiele.*“ Andreas Reckwitz, *Das Ende der Illusionen. Politik, Ökonomie und Kultur in der Spätmoderne*, Suhrkamp, Berlin, 2020, S. 231.